



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Blüten und Früchte der Moderne

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Blüten und Früchte der Moderne



Obwohl zu dem absterbenden Geschlechte gehörend, das „die Moderne“ nicht zu würdigen vermag, bin ich doch nicht ohne Bildungsbedürfnis und nicht so verstockt, um den Verkündigern des neuen Evangeliums grundsätzlich aus dem Wege zu gehen. Tempel genug sind ja jetzt aufgerichtet, in denen mit feurigen Zungen gepredigt wird. Da sitzen im hohen Chore die Priester und Priesterinnen Kopf an Kopf gedrängt, und wie der Geist über einen kommt, erhebt er sich, um Bannflüche zu schleudern auf das verrottete neunzehnte Jahrhundert, die schändliche Gesellschaft, das elende Christentum. Bebend erwarten wir, die heilige Schar werde nun alles umstürzen, was ist, damit Raum werde für das himmlische Reich auf Erden ohne Armut, ohne Krankheit, ohne Arbeit, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Gesetz, ohne Scham u. s. w. Allein sie begnügen sich, feierlich zu nicken und zu singen: Ja, du bist groß, wir sind groß, wir sind die neue Zeit, Heil uns! Und dann geht unsereins zerknirscht von dannen, weil er die neue Wahrheit wieder nicht verstanden hat.

Ohne Bild: eine ganze Reihe von neuen Wochen- und Monatschriften in Deutschland widmet sich ausschließlich der Verbreitung der Lehre, daß ein neuer Tag anbreche, oder vielmehr der Tag nach der Nacht, die seit Anbeginn über dem Lande gelegen hat, der Tag der Freiheit nach der vieltausendjährigen Sklaverei. So oft ein neues Heft kommt, hofft man endlich zu erfahren, wie das sündige, verkommene Geschlecht, zu dem wir noch gehören, emporgehoben werden soll zu der reinen Höhe der Modernen; doch lassen sie sich leider dazu nicht herab. Es bleibt ihnen vielleicht keine Zeit, da sie unablässig ihren Zorn und Hohn in Reime bringen oder sich gegenseitig verherrlichen müssen. Denn so gründlich ihr Abscheu vor aller Reklame ist, halten sie doch treulich zusammen, und wenn A den B „gewaltig“ genannt hat, so nennt B den A einen „Heros“ und C den A und den B „Titanen“ u. s. w. Diese gute Kameradschaft ist gewiß lobenswert, möge sie nur länger vorhalten als bei dem ersten jungen Deutschland! So lange das jung war, bewunderten und lobten die Guckow, Laube u. s. w. einander auch nach Kräften, aber als das gegenseitige Händewaschen seinen Zweck erfüllt hatte, stand einer dem andern in der Sonne, und die Freundschaft schlug in Meid und Haß um.

Wer in der allerneuesten Litteratur „auf dem Laufenden“ bleiben will, dem macht das namentlich die in Brünn erscheinende Monatschrift „Moderne Dichtung“ sehr bequem. Welche Menge von Dichtern, fast unüberschaubar! Und was das merkwürdige ist, darunter einige, die ganz ohne Scheu noch Freude am Leben in dieser Welt verraten. Da kommen Sachen vor, die nach unserm altmodischen Geschmack allerliebste sind. Ich will keine Namen nennen, um gegen die Träger nicht eine Aechterklärung heraufzubeschwören. Auch sind sie die Ausnahmen. Das meiste ist sonderbar oder abgeschmackt oder widerwärtig, manches auch recht heiter.

Beginnen wir mit den heitern Sachen. Jedes Heft der genannten Zeitschrift hat seinen Heiligen, der im Bilde und in eignen Beiträgen vorgeführt und beweihträuchert wird, das Aprilheft den Dr. Georg Brandes. Mit dem Bilde muß aber der Redaktion ein Schabernack gespielt worden sein. Ein schlechter Spaßmacher hat ihr offenbar eine fremde Photographie zugeschickt, vielleicht von dem Herrn, der unlängst sich selbst in einer großen Zeitung folgendermaßen ausbot: „Der Besitzer eines schwunghaften Modengeschäftes, 33r., aber vorurteilsfrei, von solidem Charakter und angenehmem Äußern, hochfein gebildet, sucht eine Lebensgefährtin mit vierzig bis fünfzig Talle.“ Doch welche Verwandtnis es mit dem Bilde haben möge, der Aufsatz „Donatello“ ist echter Brandes. Er beginnt mit einer Schilderung der Straße von Florenz nach San Miniato: die Stadt „liegt da gleich einer Mosaikblume im Boden einer kostbaren Schale.“ Nun fragen wir die ungezählten Tausende, die vom Viale dei Colli aus den unvergleichlichen Blick auf das Arnothal genossen haben, ja auch jeden andern, ob ein albernere Vergleich erdacht werden kann! Aber das ist ja eben das Wesen der „Geistreichigkeit,“ heranzuziehen, was so unpassend ist, daß kein vernünftiger Mensch darauf verfallen würde. Dann belehrt uns der Verfasser, daß der heilige Georg von Donatello ein Prachtwerk ist, was natürlich noch niemand gewußt hat, und daß Michel Angelo in seinem David den Georg und in seinem Moses den sitzenden Johannes Donatello (im Dom) „nachgeahmt“ hat. Daß der spätere Meister den frühern studirt, sich von ihm beeinflussen läßt, ist für Herrn Brandes, der bei dieser Gelegenheit Florenz nach Umbrien verlegt, Nachahmung. Wie weit überhaupt die Verwandtschaft in beiden Fällen geht, muß hier unerörtert bleiben. Ferner „ist nämlich (wer wagte da zu zweifeln!) Shakespeares Heißsporn das Gegenstück der Renaissance zu Homers Achilles, der St. Georg steht mitten zwischen beiden.“ Wenn jemand behaupten wollte, Herr Brandes sei das Gegenstück der Moderne zu dem Hanswurst der Stegreifkomödie, so würde das auf keinen Fall weniger Sinn haben. Doch das beste kommt erst. „O St. Georg! mein Schutzpatron!“ Richtig, bald hätte ich vergessen, daß Herr Brandes sich Georg nennt! „Du, der du preisgegeben dem Eiter (Geifer?) und dem Gift der Drachen, du weißt es, daß die Zeit wird kommen, wo du wieder einen Lanzen-

schaft in Händen hältst! Dann töte den Drachen, stoße das Eisen ihm ins Herz und zerschmettere ihm die Knochen im Leibe, damit er nimmermehr Jungfrauen verschlinge und uns die Jünglinge nimmermehr ermorde!" Jetzt ist es also klar: Herr Brandes ist der St. Georg unsrer Zeit, und Donatello's Statue „steht mitten zwischen beiden.“ Wohl uns, die wir weder Jungfrauen verschlingen noch Jünglinge ermorden, wie Bismarck und Moltke! Die Festrede endlich hält ein Herr Ohquist in Helsingfors. Er nennt in den einleitenden Worten Herrn Brandes in einem Atem mit Lessing und Taine! Noch weiter zu lesen, kann wohl niemand zugemutet werden.

Gehen wir lieber zu einer „Novelle“ über. Der aus zahllosen Romanen und Erzählungen alten Stils wohlbekannte unwiderstehliche junge Mann hat sich bekantlich unversehrt in die „Moderne“ herübergerettet. Diesmal ist er nicht, wie in Zolas Au bonheur de dames, Kommiss in einem Modengeschäfte, seine Mittel erlauben ihm, nichts zu thun. Er trifft eine fünfzehnjährige Bauerndirne, deren „in erzener Gliederzusammengeschmiegtheit kraftverrammelter Leib“ seine Sinnlichkeit erregt. Er „umfaßt sie mit einem einzigen Griff seines Blickes“ und sie kann nicht umhin, sich sofort an ihm zu reiben — körperlich natürlich. Abends begegnen sie sich im Dunkeln und fallen sofort brünstig über einander her. Brutale Gewalt trennt das liebenswürdige Paar, aber ihre „Schicksalsliebe war und wird sein.“ Der Worte bedurfte es zwischen ihnen nicht. Nun von der Sprache noch einige Proben. „Interimsstimmungen haben zuweilen eine merkwürdig schwüle, heiße, betäubende Pikanterie. — Dieses Bett mit seiner ungeheuern Decke, die so viel Berstreckendes, Zuguterendendes, ins Land weicher, mildfingeriger Träume hinein wollüstig Einsargendes besaß. — Der Kutscher querte den Hof [wie schade, daß er ihn nicht „längste!“] — Das schmutziggraue, struppige, borstige Haar, das mit seinen harten, glasigen, ausgedörrten Spitzen gleichsam der Luft in den Zähnen herumstocherte [wie wird Wippchen jammern, daß dieses Bild nicht ihm eingefallen ist!]. — Kühn abgesäulte Glieder. — Dora war von blutroter, in breiten Lappen hinschießender Blut überbrüht.“ — Genügt das? Aber das sind nicht etwa die einzigen oder auch nur die leuchtendsten Schmoekchen Brillanten, Seite für Seite geht es fort in diesem unverdaulichen Kauderwelsch, in Wendungen und Bildern, die um jeden Preis originell sein sollen. Dieser Jünger Zolas mit Namen Hermann Conradi ist durch einen frühen Tod verhindert worden, von seinen Gaben einen vernünftigen Gebrauch zu machen, und nun halten ihm seine Freunde Nachreden, nicht etwa, wie Uhland „den abgeknickten Zweig, den blütevollen“ auf Wilhelm Hauffs Grab legte, sondern etwa als ob Schiller nach Vollendung des Wallenstein gestorben wäre. Doch nein! Auch dann würde niemand einen solchen Bombast vorgebracht haben. Da sagt einer: „Nicht irgend ein Künstler, ein Litterat ist da gestorben — hier starb vielmehr der Künstlerprophet, der philo-

sophische Pädagoge der zukünftigen Generation. . . Die künstlerische Gestaltung dieser Weltanschauung ist nun mit Conradi für immer verloren u. s. w.“ Ein anderer erzählt, daß Conradi mit siebenundzwanzig Jahren sterben mußte, weil er nicht für die Welt paßte. „Er dachte zu tief über das Leben nach, ohne zu fühlen, daß unser Leben nur dann erträglich [ist], wenn man nicht darüber nachdenkt. . . Die Universität Würzburg kann stolz auf diesen Jünger sein, der lernte, wo er lehren konnte.“ Und ein dritter singt ihm nach: „Raum des Gynnasiums Grabesthor sich schloß, da wardst du mein, da ward ich dein Genöß.“ Glückliches Zeitalter, glückliche Nation, deren Führung die Studenten im ersten Semester übernehmen!

Eine andre Sorte erregt nur Ekel durch das Prahlen mit der Frechheit. So jung auch die Herren und Damen noch sämtlich zu sein scheinen, geberden sich doch die meisten, als hätten sie alle Kloaken durchstudirt mit heißem Bemühn, vor allem sich im Dienste der Venus vulgivaga die Oberpriesterwürde verdient. Größere Proben wird mir der Leser gern erlassen. Man höre nur, was ein Herr Hermann Bahr zum besten giebt: „Ich gebe es Ihnen, mit ehrenwürdigem Gelöbniß, schwarz auf weiß: den Tag, an dem ich die erste honette Frau, aber komplet honett, gefunden haben werde, und einen ungehörnten Gatten, das will ich sofort in sehr gereimten Alexandrinern langatmig besingen.“ Ungefähr auf gleicher Höhe steht eine novellistische Skizze eines Herrn Schwarzkopf; die Handlung ist mit greifbarem Hohn in eine Kirche verlegt, und darnach auch der Titel gebildet, die Studien dürste der Verfasser wohl in einer Synagoge gemacht haben.

Dabei fällt mir etwas ein, was ich neulich in einem Tageblatt gelesen habe. Ein Pariser Poffen- und Singspielverfertiger hat etwas Neues vom Stapel gelassen. Über ein so wichtiges Ereignis müssen natürlich große deutsche Zeitungen schleunigst weitläufig berichten. Der Höhepunkt der schmutzigen Geschichte ist, daß ein „Baron“ zufällig erfährt, eine läuderliche Schauspielerin, die ihn zum besten hat, sei seine Schwester, und ihr nun erzählt, seine Mutter habe ihm auf dem Sterbebette gestanden, er sei nicht der Sohn ihres Gatten, sondern desselben Mannes, den die Schauspielerin als ihren Vater betrachtet. Diese Enthüllung sei ihm sehr unangenehm gewesen, denn er habe sich immer für den Sohn eines Herzogs gehalten. Diese Wendung fand der Berichtserstatter ein wenig „ärgerlich.“ Ist das nicht hübsch? Die empörendste Schamlosigkeit, die überhaupt begangen werden kann, eine solche Äußerung im Munde des Sohnes über seine Mutter, ist „ärgerlich.“ In Oesterreich wettern Geistliche gegen ein Schauspiel von Anzengruber, in dem der Satz ausgeführt wird, daß auch die Eltern Pflichten gegen ihre Kinder haben: wenn, wie ja erwartet werden kann, die neueste „Dichtung“ Henri Meilhac auf ein Wiener Theater gebracht werden sollte, würden die frommen Herren gegründete Ursache haben, sich zu ereifern. Darf man sich wundern, daß die Zahl der Leute fortwährend

anwächst, die da meinen, eine Presse, die sich keinen Zügel anzulegen weiß, und ein Publikum, das eine solche Presse gewähren läßt, seien der Freiheit nicht würdig? Man müßte im Gegenteil an unserm Volk irre werden, wenn sich in ihm nichts gegen ein solches Treiben empörte. Bemächtigt sich dann der Sache die Partei der Reaktion in Staat und Kirche, schlagen die Kapläne mit dem Dreschflegel drein, wird gar ein Jude — Jude genannt, dann jammern die Zeitungen über „Verrohung,“ voran dieselben, die geflissentlich die Roheit pflegen und züchten.

Wenn die Dichter der jüngsten Schule in Versen die Redensarten wiederkäuern, mit denen Volksversammlungsredner ihre Zuhörer sättigen, wenn sie den Staat, die Gesellschaft, den Glauben an Unsterblichkeit für Armut und Elend verantwortlich machen, wenn sie verächtlich von der ernstesten Arbeit und den Thaten für die Armen und Elenden sprechen, „dem Proletarierweibe singen am Krankenbett,“ sich aber wohl hüten, einem (nicht dem abstrakten) Proletarierweibe hilfreich zu nahen, so kann man ihnen das wohlfeile Vergnügen gönnen, denn die Massen erfahren von ihren Poesien nichts, oder erfahren wenigstens daraus nichts Neues. Aber unter den Halbgebildeten und Überbildeten anderer Kreise, unter der unreifen Jugend kann die Verherrlichung der Sittenlosigkeit, die Verhöhnung alles dessen, was göttliche und menschliche Ordnung genannt wird, so lange menschliche Gemeinschaften bestehen, wirkliche Verheerungen anrichten.

In manchem andern Falle bleibt ein Zweifel, ob etwas noch zum Lustigen zu rechnen oder in eine andre Klasse zu bringen sei. K. Hencell z. B. bringt ein Gedicht „Prinzeß Karneval,“ nach dessen Lesung der aufrichtige Wunsch auftaucht, daß der Verfasser nicht in der Welt allein stehen, und daß seine Angehörigen heizzeiten einen verständigen Arzt zu Rate ziehen möchten. Aber vielleicht ist das moderner Humor — wer kanns wissen! Dieser Hencell ist in seiner Gemeinde schon sehr berühmt. „Glückauf den Menschen, die er führen wird,“ schließt die Besprechung seiner Gedichtsammlung „Diorama“ in einer andern Zeitschrift. Wohin, das können einige Proben andeuten.

Sie stecken uns tief noch im Blut,  
Die rohen Fensterkniffe,  
Der Unterschied von Böß und Gut,  
Die sittlichen Begriffe.

Oder:

Aus Urdunst schwang zu Dichterstirnen  
Des Lebens Bildkraft ihre Glut,  
Stolz türmen der Entwicklung Firnen  
Sich in des Kosmos Sonnenflut.

Oder:

Setzt mich ab mein dampfender Wallach,  
Schrein die Götter in Walhall Ach,

Auf dem Ball Ach Fräulein Blind.  
 Frau von Vornehm, Herr von Dinkel  
 Kriechen in den hintersten Winkel,  
 Doktor Stumpf gebiert ein Kind.

Oder:

Jedes Einzelglück ist nur Verschulden an der Menschheit allgemeiner Not!

Gefährlich ist dieser Mann offenbar nicht, denn wer sich an dergleichen berauschen kann, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Aber er ist möglicherweise ein ganz harmloser Mensch, der sich nur wichtig machen will. Auf diese Vermutung bringt das Beispiel einer Dame. Eine Dichterin namens Maria Janitschek hat die Entdeckung gemacht, daß eine Frau, die ihren Mann betrügt, allerdings nicht schön handelt, eine Witwe jedoch, die wieder heiratet, ein unsühnbares Verbrechen begeht. Überspannt ist für jemand, der solchen Unsinn ausbrütet, ein zu milder Ausdruck, sollte man meinen. Nun erzählt aber ein begeisterter Kritiker, die Dichterin sei eine brave, anspruchslöse Gattin und Hausfrau. Sonach müssen wir sie wohl zu den Frauen zählen, die, sobald sie am Schreibtische Platz nehmen, unerhörte Gedanken glauben produzieren zu müssen, und mit aller Mühe Dinge ausklügeln, die ihrer Natur ganz fremd sind. Sie mag, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Sonntagspessimistin sein.\*) Frauen, denen das Glück, Mutter zu werden, versagt ist, und denen es deshalb an nützlicher Beschäftigung fehlt, verfallen ja mitunter auf die wunderlichsten Exzentritäten. Und ähnlich mag es sich mit manchem ihrer Brüder und Schwestern in — ja, in Apoll darf man da nicht sagen, vielleicht in Nietzsche? — verhalten. Sie regen sich auf, drapieren sich vor dem Spiegel, spielen mit dem Feuer; die Knaben, die „Räuber“ spielen, haben ja auch nicht die Absicht, in die böhmischen Wälder zu gehen, und würden, einem Polizeimann begegnend, ihre hölzernen Dolche schleunigst verstecken.

Mangel an nützlicher Beschäftigung werden wir wohl bei vielen unverstandenen Frauen und unverstandenen Jünglingen (denn auch diese Spezies gedeiht aufs üppigste in der „Moderne“) als Entschuldigung gelten lassen müssen. Schmeichelhaft ist es zwar nicht, wenn man einer Dame nachsagt, sie renommire, aber einige würden, sollte ihnen gegenüber dies nicht gestattet sein, entschieden schlimmer wegkommen. So z. B. eine, die sich rühmt, durch die Frage nach Christus einen Hirtenjungen in Verlegenheit gebracht zu haben, und dann in mitleidigem Ton eine alte Frau erwähnt, die sich das Wort von den Mühseligen und Beladenen auf ihre Art auslegte. Hoffentlich kommt die junge Zweiflerin recht bald in die Lage, wie Gretchen, schaffen zu müssen früh

\*) Bekannt ist eine andre Spielart von Pessimisten, die ähnlich gewissen Pietisten unter stetem Senfzen über die Unvollkommenheit des irdischen Jammerthals die dort reisenden Früchte behaglich schmausen.

und spät, dann wird sie sich nicht mehr über Dinge, die sie gar nichts angehen, den Kopf zerbrechen, und vor allem einen jeden nach seiner Façon selig werden lassen.

Über das naturalistische Zukunfts-drama sind nicht viele Worte nötig. Dank den „freien Bühnen“ ist ja das Rezept kein Geheimnis mehr. „Stelle dir vor, daß eine Muster-sammlung von lasterhaften, von halb übergeschnappten und von unausstehlichen Menschen unter einem Dache leben müsse, und berechne dann, wie sich »nach psycho-physischen Gesezen« deren Verkehr entwickeln müßte.“ Der Realismus ist in allen Lebens-sachen streng zu wahren, insbesondre müssen schlechte Angewohnheiten und rohe Reden unerzogener Menschen mit photographischer Treue wiedergegeben werden; nur wo der Realismus dem Autor unbequem sein würde, ist von ihm abzusehen. Wenn z. B. die Glanzszene einer Dichtung darin besteht, daß ein besoffener Lump in das Schlafzimmer eines Mädchens eindringt und die Thür hinter sich abschließt, so darf nicht etwa jemand, wie das vor Erfindung des Naturalismus wohl geschehen wäre, mit kräftigem Fußtritte die Thür sprengen und den Helden niederschlagen, da er für ein erbaulicheres Ende aufgespart werden muß!

Allem Anscheine nach hat die Influenza jetzt ihren Höhepunkt erreicht, und es darf daher, auch nach psycho-physischen Gesezen, dem Eintritte der Reaktion entgegengesehen werden. Mit dieser tröstlichen Aussicht nehmen wir vorläufig von der „Moderne“ Abschied.



## Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Litteraten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Theilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geschichte des zweiten Litteraten

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, so begann der Litteratus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, den Wunsch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbemühten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unsrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis